

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 17 (1907)
Heft: 6

Artikel: Sokrates
Autor: Usteri, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

S o k r a t e s. *)

Von Dr. Paul Usteri, Burgdorf.

Sokrates lebte in Athen von 469—399. Das war eine grosse Zeit, eine Zeit gewaltiger geistiger Entwicklung. Sokrates erlebte als erwachsener Mann die Blütezeit Athens vor dem peloponnesischen Kriege. Die materiell glänzende Lage ermöglichte es den Athenern, sich mit voller Musse geistiger Betätigung zuzuwenden. Und da gab es viel zu lernen. Wir stehen im Zeitalter der Aufklärung. In Ionien, wo die Menschen losgelöst waren von der heimischen Tradition, wo sie durch den regen Handelsverkehr fremder Menschen Sitten und Anschauungen kennen lernten, hatte das freie, voraussetzungslose, philosophische Denken seinen Anfang genommen. Man begnügte sich nicht mehr mit der von den Vätern überkommenen religiösen Weltbetrachtung, die in allen Naturerscheinungen das Wirken besonderer göttlicher Mächte erkannte. Die grossen ionischen Denker philosophierten nun ein jeder auf eigene Faust und suchten auf verschiedenen Wegen die Welt und ihre rätselhaften Erscheinungen zu erklären. Die ionische Philosophie wanderte dann nach Athen und fand dort einen überaus fruchtbaren Boden. Denn die athenische Demokratie gewährte zur Zeit des Perikles Bürgern und Fremden die grösstmögliche Freiheit in politischen und religiösen Dingen. Jeder konnte bis zu einem gewissen Grade nach seiner Fassung selig werden. Der rege athenische Geist dürstete nach Weisheit und Wissen. Diesem Bedürfnis kamen nun die Sophisten entgegen. Das waren Weisheits-

*) Das nachstehende Lebensbild von Sokrates will nicht umfassend sein. Der Verf. hat absichtlich sein Thema auf einzelne Punkte eingeschränkt, so dass alles, was im Folgenden nicht zur Sprache kommt, als mit Absicht weggelassen zu betrachten ist.

Zuerst wird die geistige Entwicklung des Sokrates und im Anschluss daran sein Verhältnis zum Staat dargestellt werden. In einem zweiten Teile wird Sokrates als Mensch in seiner ganzen Originalität uns beschäftigen. Zum Schlusse werden wir von seinem Prozess und seinem Ende reden.

lehrer, die das Wissen auf den Markt brachten. Sie hielten Unterrichtskurse, zum Teil gegen sehr hohe Bezahlung. (Protagoras z. B. bezog ein Honorar von 100 Minen = 10,000 Fr.) Sie lehrten alle Wissenszweige, vor allem praktische Dinge; die Kunst, seine Güter gut zu verwalten, oder den Staat zu leiten. Namentlich zur Ausübung der politischen Kunst brauchte man die Kunst des Redens. So wurde die Rhetorik gelehrt. Man übte die Kunst und Fähigkeit, jede Sache so zu drehen, wie man sie haben wollte, und den Gegner zu widerlegen mit Gründen oder Scheingründen. Darin war man nicht skrupulös. Man spekulierte auf die Dummheit des Publikums. Man warf daher in Athen allen Sophisten vor, sie lehrten die Kunst *τὸν ἥτις λόγον κρείττω ποιεῖν*, die schlechtere Sache zur bessern zu machen. Dieser Skrupellosigkeit im Disputieren entsprachen auch ihre sonstigen sittlichen Grundsätze. Sie sahen die Widersprüche bei den verschiedenen Menschen und bei den verschiedenen Völkern. Die Sitten und Anschauungen stimmten gar nicht überein. Was die einen für recht hielten, hielten die andern für unrecht. Die Sophisten fanden nun keinen absoluten Masstab, an dem sie die Meinungen der Menschen hätten messen können und prüfen, welche die richtige sei. Sie sahen nur die Relativität von allem. So verzweifelten sie an einer absoluten, objektiven Wahrheit. Sie glaubten nur noch an subjektive Wahrheiten, d. h. sie meinten, nur das sei richtig oder gut, was ihnen gerade jetzt als richtig oder gut erscheine. Die Gesetze sind demnach einfach der Ausdruck der Meinungen früherer Menschen. Wenn wir jetzt anders denken, so haben sie für uns keine Geltung. Diese Betrachtungsweise fand in dem berühmten Satz des Protagoras ihren Ausdruck: *μέτρον πάντων χρημάτων ἄνθρωπος*, der Mensch ist das Mass aller Dinge.

Als Sokrates mit offenen Augen und nachdenklichem Sinn das Leben und Treiben in Athen betrachtete, sah er eine Zerfahrenheit sondergleichen. Von einer Einheit und Gleichmässigkeit im Denken war keine Rede mehr. Die einen hielten noch mehr oder weniger an der Tradition fest. Die Mehrzahl war in ihrem Denken schwankend geworden. Ein Teil lief diesem Weisheitslehrer nach, ein Teil jenem. Vielen war ihre jeweilige Laune die einzige Richtschnur. Ein seichter Dilettantismus machte sich auf allen Gebieten breit.

Sokrates konnte diese allgemeine Verwirrung in geistigen Dingen nicht ruhig mit ansehen, denn er fühlte die Kraft in sich zu selbständigem Denken. So liess er das Bildhauerhandwerk, das er von seinem Vater Sophroniskos gelernt hatte, liegen und widmete seine ganze Zeit seiner geistigen Ausbildung. Zuerst machte er sich mit den Lehren

der grossen Denker bekannt. Die gaben sich hauptsächlich mit Naturphilosophie ab, mit Astronomie, Physik und dergleichen. Aber die Probleme der Naturerklärung vermochten ihn auf die Dauer nicht zu fesseln. Denn er sah ihren Nutzen nicht ein. Das Wort „Nutzen“ muss man hier aber richtig verstehen. Wenn heutzutage die Philosophie, die alten Sprachen und dergleichen als unnütze Wissenschaften abgelehnt werden, so geschieht das vom Standpunkt des Gelderwerbs aus. Man kann damit kein oder nur wenig Geld verdienen. Bei Sokrates spielt aber dieser Punkt nicht die geringste Rolle. Wenn er die Naturwissenschaften im Detail als nutzlos ablehnt, so geschieht das mit Rücksicht auf den ethischen Menschen. Diese Kenntnisse machen einen Menschen nicht gut und tüchtig; eine Erfahrung, die man ja auch heutzutage bei der übertriebenen Wertschätzung des Wissens immer wieder macht. Sokrates sagte sich nun: Die Erforschung der Naturwissenschaften nimmt wohl ein ganzes Menschenleben in Anspruch. Viel wichtiger für meine Zeit ist aber eine richtige Fundamentierung der Ethik. Die Menschen müssen vorerst eine Richtschnur haben für ihr Verhalten im täglichen Leben. So konzentrierte sich Sokrates auf diese wichtigste Aufgabe und machte sie zu seiner Lebensaufgabe. In der Beschränkung zeigte sich der Meister. Aus der grossen Verschiedenheit der Erklärungen von Naturerscheinungen schloss er auch, dass ihre Erkenntnis dem Menschen unmöglich sei.

Das Denken des Sokrates richtete sich also auf die Ethik; er wollte sicher wissen, wie man sich jederzeit zu verhalten habe. Sokrates ging auf die Suche nach Weisheit in diesen Dingen. Da sich in Athen das Leben der Bürger ganz in der Öffentlichkeit abspielte, war es nicht schwer, Leute zu finden, mit denen man sich besprechen konnte. Man fand sie zur Genüge in den Gymnasien, auf dem Markt, in den Butiken der Handwerker. Sokrates erzählt uns selbst in seiner Verteidigungsrede, wie sie uns Plato überliefert, wie es ihm auf diesen Streifzügen ergangen sei. Er ging zuerst zu einem Staatsmann, der im Rufe grosser Weisheit stand, und forschte ihn aus. Während des Gesprächs merkte er aber mit seinem scharfen Verstand, dass der Politiker zwar vielen andern und am meisten sich selber weise vorkomme, es aber nicht sei. Sokrates wollte ihn von diesem Sachverhalt überzeugen. Aber er zog sich dadurch nur die Feindschaft des Politikers und derer, die das Gespräch mit anhörten, zu. Im Weggehen sagte sich Sokrates: Ich bin weiser, als dieser Mann. Wir wissen zwar beide nichts Rechtes. Aber ich bin mir doch dessen bewusst, während dieser meint, etwas zu wissen, obgleich er nichts weiss. Nach den Staatsmännern ging Sokrates zu den Dichtern und fragte sie über wichtige, schwierige Stellen ihrer Werke aus. Aber sie blieben ihm

eine befriedigende Antwort schuldig, so dass Sokrates zu der Überzeugung kam, sie dichteten nicht aus Weisheit und wirklicher Kenntnis, sondern aus einer natürlichen Begabung und Begeisterung heraus. Es ist begreiflich, dass die Dichter, bei denen Intuition und Gefühl die Hauptrolle spielen, dem rein logischen, verstandesmässigen Denken des Sokrates nicht standhalten konnten. Nachher ging Sokrates zu den Handwerkern. Diese verstanden zwar ihr Handwerk recht wohl, aber in geistigen Dingen wussten sie nicht Bescheid. Doch war ihnen das nicht klar, sondern sie meinten, wie übrigens auch die Dichter, dass sie, weil sie ihre Kunst verstanden, auch in den andern Dingen weise seien.

Das Resultat dieses Suchens nach Weisheit bei sich und den andern war also die Erkenntnis des Nichtwissens, nur mit dem Unterschied, dass Sokrates diese Selbsterkenntnis hatte, die andern aber nicht. Da dieses Sichselbsterkennen, das *γνώθι σαυτόν*, das über dem Tempel des Apollo in Delphi stand, der einzige Weg zu einer bessern Erkenntnis war, sah Sokrates seine erste Aufgabe darin, den Leuten ihr Nichtwissen klar zu machen. Dabei kam seine berühmte sokr. Ironie zur Anwendung. Er verstellte sich immer. Er trat nie als der Lehrende auf, sondern als der scheinbar Lernende. Er fragte immer, wie wenn er sich belehren lassen wollte. Er liess sich auf seine scheinbar harmlosen Fragen antworten. Das Resultat war aber immer das, dass der Gefragte schliesslich eingestehen musste, darüber nichts zu wissen, worüber er etwas zu wissen gemeint hatte.

Es ist klar, dass ein Denker, wie Sokrates, sich auf die Dauer mit diesem Resultat nicht begnügte. Die bloss negative Denkarbeit, das Verneinen und Feststellen des Unrichtigen konnte ihn nicht ganz befriedigen. Es entwickelte sich bei ihm allmählich die Erkenntnis des Richtigen, oder er war wenigstens im Besitze der richtigen Methode des begrifflichen Denkens. Aber nun teilte er seinen Zuhörern nicht direkt das von ihm Gefundene mit, sondern er suchte es gemeinsam mit ihnen. Er stellte ihnen lauter Fragen und liess sie durch ihre Antworten selber auf das Richtige kommen; gerade so, wie es noch heutzutage in der Pädagogik gelehrt und an unzähligen Musterbeispielen vordemonstriert wird. Der Lehrer ist bereits im Besitze des Wissens und sucht nun durch geschickte Fragen den Schüler so zu lenken, dass er selbst das Gesuchte findet. Der Unterschied zwischen einem modernen Lehrer und Sokrates ist nur der, dass der moderne Pädagoge es nur selten dazu bringt, dass durch ein solches genau vorgezeichnetes Frag- und Antwortspiel die Schüler ungesucht und ohne Nachhülfe das Gewünschte finden, während dem Sokrates nachgerühmt wird, dass er jeden zwang, das zuzugestehen,

worauf er ihn führen wollte. (Vgl. Plato, Symp. 213.) Diese Kunst, aus andern die richtigen Gedanken herauszulocken, verglich Sokrates mit der Hebammenkunst, der Maieutik, die seine Mutter Phainarete besessen hatte. Dagegen betonte er sein ganzes Leben hindurch, dass er selbst von sich aus nichts wisse. Das war nun allerdings nicht richtig, sondern wiederum Ironie, verglichen mit dem Wissen der andern Menschen; wie hätte er sonst als Lehrer der andern auftreten können! Aber es war Sokrates damit voller Ernst, wenn er den absoluten Masstab anlegte. Er sagt es selbst (Apol. IX A), dass die menschliche Weisheit so viel wie nichts wert sei im Vergleich zu der göttlichen. „Wie jeder wahrhaft geistestiefe Mann war er Zeit seines Lebens wissensbescheiden, erfüllt von dem Gefühl für den unendlichen Abstand der Wahrheit an sich und des uns Menschen möglichen Masses derselben.“ (Pfleiderer.) Diese Bescheidenheit gegenüber Gott, dem Absoluten, berechtigte Sokrates, so selbstbewusst aufzutreten gegenüber den eingebildeten Menschen, die, obgleich sie keine wirkliche Weisheit hatten, sich doch so weise dünkten. Des Sokrates Verteidigungsrede vor Gericht, wie sie uns Plato überliefert, ist ein interessantes Beispiel dafür, wie in einem grossen Manne grösste Bescheidenheit und grösstes Selbstbewusstsein harmonisch beieinander wohnen können. Zuerst die Bescheidenheit. Sokrates erzählt, wie sein Freund Chairephon zum Orakel von Delphi ging und fragte, ob einer weiser sei, als er. Die Pythia antwortete: „Nein, keiner ist weiser.“ Diesen Ausspruch deutete nun Sokrates so: Wenn Apollo mich als den Weisesten bezeichnet, so kann er das nur deshalb tun, weil ich mir der vollständigen Unzulänglichkeit meines Wissens bewusst bin, die andern aber nicht. Ja, der Gott will nicht eigentlich gerade mich als den Weisesten bezeichnen, sondern vielmehr allgemein sagen: „Dieser von euch ist der Weiseste, der, wie Sokrates, erkannt hat, dass sein Wissen nichts taugt gegenüber der göttlichen Weisheit.“ Auf der andern Seite hat Sokrates die allergrösste Meinung von seinem Berufe, seine Mitbürger über ihr Scheinwissen aufzuklären und zu richtiger Erkenntnis der Dinge zu führen. Er sagt in seiner Verteidigungsrede: „Ich glaube, dass der Stadt niemals ein grösseres Glück widerfahren ist, als die geistig-sittliche Arbeit, die ich an ihren Bürgern verrichte.“ Als er daher gegenüber dem Strafantrage seiner Ankläger, der auf Tod lautete, einen Gegenantrag zu stellen hatte, sagte er es rund heraus, er, als der grösste Wohltäter der Stadt, verdiene eigentlich keine Strafe, sondern eine Belohnung. Und da wäre für ihn, den armen Mann, die passendste Belohnung, ihn täglich auf Staatskosten im Rathause speisen zu lassen, damit er ruhig seine ganze Zeit seinem geistigen Berufe widmen könnte.

Sokrates war ein durchaus praktischer Philosoph und Moralist. Er wollte seine Mitbürger nicht bloss um des Denkens willen richtig denken lehren, sondern er wollte sie dadurch wirklich tüchtig machen fürs Leben, ein Ziel, das auch die Sophisten anstrebten, allerdings viel oberflächlicher. Sehen wir an einem Beispiel, wie Sokrates zu lehren pflegte. Glaukon, der Bruder Platos, wollte, noch nicht zwanzigjährig, um jeden Preis als Volksredner auftreten. Seine Freunde und Verwandten konnten ihn einfach nicht davon abbringen; nur dem Sokrates gelang es. Zuerst fesselte er Glaukon durch eine Schmeichelei, denn Sokrates war gefürchtet wegen seiner unerbittlichen Dialektik, und viele wichen ihm aus, wenn sie konnten. Sokrates sagte daher zu Glaukon: „Nicht wahr, du beabsichtigst, den Staat zu lenken. Das ist wahrlich der schönste Beruf. Da wird einer berühmt, zuerst in seiner Vaterstadt, dann in Griechenland, und vielleicht, wie Themistokles, auch bei den Barbaren. Wo immer du gehst, richten sich aller Augen auf dich.“ Das tat dem Glaukon sehr wohl in seinem Herzen, und er hörte gern weiter den Sokrates an. Aber nun kam ein peinliches Verhör. Sokrates fragte, womit er sich zuerst um den Staat verdient machen wolle. Glaukon schwieg und besann sich. „Willst du ihn etwa reicher machen, seine Einkünfte vermehren? So sage mir denn, woher bezieht der Staat gegenwärtig seine Einkünfte, und was betragen sie? Du hast natürlich schon darüber nachgedacht, um, falls die eine oder andere Quelle sparsamer flösse, den Ausfall zu decken, und wenn sie ganz versiegen sollte, eine neue zu eröffnen.“ Glaukon antwortete: „Daran gerade habe ich noch nicht gedacht.“ Sokrates: „Nun, wenn du dies übergangen hast, so nenne uns wenigstens die Ausgaben des Staates; denn du beabsichtigst ohne Zweifel, auch hier die unnötigen Ausgaben aus dem Budget zu streichen.“ Glaukon: „Nein, beim Zeus, auch damit habe ich mich noch nicht befasst.“ Sokrates: „Nun, so denke ich, wollen wir damit noch warten, den Staat reich zu machen. Denn wie kann man damit anfangen, ohne die Ausgaben und Einnahmen zu kennen?“ Glaukon meinte nun, man könne sich ja auch von den Feinden bereichern. Sokrates erwiderte, ja, wenn man ihnen überlegen sei. Um dies zu entscheiden, müsse man vor allem die eigenen Streitkräfte kennen. Glaukon weiss aber auch hier nichts. Mit feiner Ironie weist Sokrates ihm auch noch in andern Punkten seine vorderhand vollständige Untauglichkeit zum Politiker nach. Sokrates meint zum Schluss, bevor er den grossen Staatshaushalt, der mehr als 10,000 Haushaltungen umfasse, besorgen wolle, solle er zuerst lernen, einen einzigen Haushalt recht zu besorgen. Die Haushaltung seines Oheims hätte es z. B. sehr nötig, dass ihr aufgeholfen werde. Glaukon meint, er würde seinem

Oheim schon helfen, wenn er ihm nur gehorchen wollte. Sokrates: „Wenn du deinen Oheim nicht überreden kannst, meinst du denn, du könntest alle Athener samt deinem Oheim überreden?“ Auf diese Weise belehrte Sokrates den Glaukon zugleich in negativer und positiver Weise. Er überwies ihn des Nichtwissens und leitete ihn an, wie er sich die nötigen Vorkenntnisse zur politischen Laufbahn zu erwerben habe. In ähnlicher Weise disputierte Sokrates jahrzehntelang tagtäglich mit jedem, der sich von ihm ausfragen lassen wollte. So suchte er auch den hochbegabten Alkibiades zu bilden, und dieser gesteht selber im Gastmahl des Plato: „Sokrates zwingt mich, zu bekennen, dass ich, während es mir selbst noch an vielem fehlt, mich selbst vernachlässige und dabei doch die Angelegenheiten der Athener betreibe.“ Aber diese Selbstzucht, die Sokrates in höchstem Grade verlangte, wollte Alkibiades nicht auf sich nehmen; seine Selbstsucht, sein Ehrgeiz waren mächtiger in ihm. So fing er an, den Sokrates zu meiden; denn er schämte sich vor ihm. Es ist bekannt, wie dann seine Politik, die sich nicht von Vernunftgründen leiten liess, wie Sokrates es gewollt hatte, sondern von Laune und Leidenschaft, Athen ins Verderben stürzte.

Mit seiner ganzen politischen Erziehung der athen. Bürger bezweckte Sokrates Nookratie, Herrschaft der Vernunft im Staatsleben. Sein philosophischer Geist verlangte auch in der Politik Wahrheit, ein gründliches Verstehen und Wissen. Nur der sollte an der Staatsleitung teilnehmen, der etwas von der Staatsverwaltung verstand, gerade wie nur der schustere, der das Schusterhandwerk gelernt habe. Mit diesen politischen Forderungen des Sokrates stimmte aber die athenische Demokratie keineswegs überein. Das war die erste Demokratie der Welt. Aus der Geschichte war noch nichts zu lernen. Und so haben die Athener mit jugendlichem Idealismus den Gedanken der Volksherrschaft in weitestem Sinne ausgestaltet. Sie glaubten an die politische Befähigung jedes Bürgers, und so wurden z. B. die 500 Ratsherren, die die Staatsleitung in Händen hatten, durch Bohnen ausgelost aus denen, die sich zu diesem Amte gemeldet hatten. So suchte man vollständige Unparteilichkeit zu erreichen und eine wirkliche Volksherrschaft. Diese Volksherrschaft brachte Athen keinen Schaden, so lange sie durch die tatsächlichen Verhältnisse aufgehoben wurde, d. h. so lange Männer in der Verwaltung waren, die durch ihren allmächtigen Einfluss den Staat nach ihrem Willen regierten. So war es bei Perikles, und der Geschichtschreiber Thukydidēs hat diesen Sachverhalt in den berühmten Worten richtig zum Ausdruck gebracht: Dem Namen nach war Athen eine Demokratie, in Wahrheit aber stand es unter der Herrschaft des ersten Mannes. Nach des

Perikles Tod jedoch fehlte es in Athen an einer einheitlichen Leitung, und da trat die Haltlosigkeit und Unhaltbarkeit der athenischen Demokratie immer mehr zutage. Der Staat wurde von lauter Leuten regiert, die ihr Metier nicht recht verstanden und denen es auch ganz an der nötigen Charakterstärke fehlte. Das ist bei einem Nikias, dem Führer der Konservativen, so gut wie bei einem Kleon, dem Führer der Radikalen, nachzuweisen. Sokrates hat den ganzen peloponnesischen Krieg miterlebt, hat den beständigen Wankelmut der athenischen Volksversammlung und den grässlichen politischen Dilettantismus die ganze Zeit mit ansehen müssen, und er hat die athenische Demokratie, wie sie war, theoretisch verurteilt. Er sagte es offen, es sei eine Torheit, die Beamten des Staates durchs Bohnenlos zu bestimmen, während doch niemand Lust habe, einen durchs Bohnenlos Gewählten zum Steuermanne, Baumeister, Flötenspieler oder zu andern ähnlichen Verrichtungen zu nehmen, wo ein Verstoss weit weniger zu bedeuten habe, als in den Angelegenheiten des Staates.

Wenn Sokrates so urteilte und sprach, so war das, kurz gesagt, eine Majestätsbeleidigung, allerdings nicht die Beleidigung der Majestät eines Monarchen, aber der Majestät des Volkes. Und die athenischen Demokraten waren so eifersüchtig auf ihre Ehre, wie nur irgendein Monarch. Als daher im Jahre 399 Sokrates angeklagt wurde, fiel die Anklage auf günstigen Boden, nachdem wenige Jahre vorher auf die furchtbare Erniedrigung unter den dreissig Tyrannen hin die Demokratie sich mühsam wieder erhoben hatte. Man wollte den Sokrates einmal mundtot machen, der zwar praktisch und persönlich gesetzestreu war, wie nur irgendeiner, aber wegen der schneidenden Schärfe seines Geistes der weitaus gefährlichste theoretische Gegner der bestehenden demokratischen Einrichtungen. Als die Stärkern haben sie ihn getötet, aber hatte er darum unrecht? Ich glaube, nein. Auch mit Rücksicht auf unsere schweizerische Demokratie gibt er uns zu denken. Wir sind freilich gewohnt, die vollständige Gleichberechtigung aller Bürger in politischen Dingen als ein unantastbares Ideal anzusehen. Und praktisch ist diese Verfassungsform wohl auch die beste. Aber von einer wirklich idealen Verfassung ist sie denn doch noch sehr weit entfernt. Sie ist nur die am wenigsten schlechte. Oder ist es denn so ideal, wenn bei einer Volksabstimmung die Stimme des einsichtigen Bürgers nicht mehr gilt, als die des uneinsichtigen. Und der uneinsichtigen gibt es doch eine schwere Menge, ehrlich gesagt, die grosse Mehrheit. Muss sich doch selbst der Gebildete bei vielen Abstimmungen, wenn er aufrichtig sein will, sagen, dass er blutwenig von der Materie versteht. Wir sind also, wenn auch nicht so weit

wie die Athener, so doch gewiss noch weit genug entfernt von dem Ideal des Sokrates, dass nur die den Staat lenken sollen, die diese Kunst verstehen.

Bevor wir nun davon reden, wie sie den Sokrates angeklagt, verurteilt und getötet haben, wollen wir den Menschen in seinem täglichen Leben kurz schildern. Sokrates war, wie bekannt, sehr hässlich. Er hatte hervorstehende Augen und einen stieren Blick, weit offenstehende Nasenlöcher und eine stumpfe Nase, einen grossen Mund mit schwulstigen Lippen. Man pflegte ihn mit den hässlichen Silenen und Satyrn, den Begleitern des Weingottes Bakchos, zu vergleichen. Sokrates spottete mit seinem überlegenen Humor selbst über sein Äusseres. Im Gastmahl des Xenophon wird erzählt, wie er es zum Scherz unternahm, mit seiner Dialektik einem schönen Jüngling, Kritobulos, zu beweisen, dass er, Sokrates, schöner sei als jener. Zuerst wird der Begriff des Schönen festgestellt; denn das war bei Sokrates immer das erste, dass er sich mit seinen Unterrednern über die in Frage kommenden Begriffe einigte. Hier handelte es sich nun speziell um den Begriff des Schönen: schön = zweckentsprechend. Auf Grund davon behauptet nun Sokrates, seine Augen seien schöner, als die des Kritobulos, weil sie dem Zweck des Sehens mehr entsprächen. Des Kritobulos Augen können nur gradaus sehen, die des Sokrates aber auch das, was auf der Seite ist, weil sie vorstehend sind. Auch seine Nase sei schöner, sie erfülle den Nasenzweck, das Riechen, besser. Die Nasenlöcher des Kritobulos schauen zur Erde, die des Sokrates aber stehen offen, so dass sie die Gerüche von überall her aufnehmen können. Ferner sei die stumpfe Nase deshalb schöner als eine gerade, weil eine hohe Nase die Augen gleichsam verbaue und den Blick hindere, die stumpfe aber nicht. Und so disputierte Sokrates zum Scherz noch weiter.

Interessant ist es, dass ein so hässlicher Mann, wie Sokrates, unter Griechen eine so bezaubernde Wirkung ausüben konnte, unter Griechen, bei denen der Schönheitssinn so ausgeprägt war, und bei denen Männer-schönheit in ganz besonderem Ansehen stand. Aber es war so, dass die vornehmsten und schönsten Jünglinge förmlich in ihn verliebt waren, und das war keineswegs ein vorübergehender Rausch, sondern ein so genialer Mann wie Plato z. B. stand Zeit seines Lebens im Banne und unter dem Zauber von Sokrates' Persönlichkeit. Der ungeheure Einfluss des Sokrates ist ein glänzender Beweis für die wissenschaftliche Begabung der Griechen. Das wirklich wissenschaftliche Denken, das ihnen in Sokrates zum erstenmal entgegentrat, berauschte sie förmlich; sie wurden von einem Weisheitswahnsinn und Tadel erfasst. (Plato, Symp. 218.)

Sokrates war arm; sein ganzes Vermögen, sein Haus mitgerechnet, betrug fünf Minen, etwa 500 Franken. Daher lebte er äusserst dürftig. Er trug nie Schuhe, auch kein Unterkleid, sondern Sommer und Winter den gleichen einfachen Mantel. Er tat es in der Abhärtung allen andern zuvor. Bei einem Feldzuge lag er mit den Athenern vor Potidäa auf der Chalkidike. Da gab es einen strengen Winter mit Eis und Schnee. Seine Kameraden gingen nun entweder gar nicht aus, oder, wenn einer ausging, in wunderlich dichter Kleidung und mit Sandalen unter den in Filz und Schafpelze eingewickelten Füßen. Sokrates aber ging unter ihnen in dem Mantel, den er auch sonst trug, und barfuss schritt er leichter über das Eis, als die anderen mit ihren Sandalen. Und die Soldaten sahen ihn mit scheelen Augen an, als wolle er sich über sie erheben.

Nicht nur in der Kleidung, auch im Essen und Trinken war Sokrates äusserst einfach. Er konnte besser, als alle andern, Mangel ertragen. Daher genoss er auch den Überfluss um so mehr. Wenn er z. B. zum Trinken gezwungen wurde, so trank er, nicht aus Lust am Trinken, alle nieder. Und Alkibiades bezeugt im Gastmahl des Plato: „Was am meisten zu verwundern ist, den Sokrates hat nie jemand betrunken gesehen.“ Gerade bei jenem Gastmahl legte Sokrates einen Beweis seiner unverwüsthlichen Geisteskraft ab. Das war ein Gastmahl im Hause des Tragödiendichters Agathon zur Feier eines tragischen Sieges desselben. Zuerst unterhielt man sich mit weisen Gesprächen über das Wesen des Eros, der Liebe. Dann kam Alkibiades halbbetrunken hereingestürmt, mit zahlreicher Begleitung, darunter eine Flötenspielerin. Er nahm die Bänder aus dem Kranz von Epheu und Veilchen auf seinem Haupt und bekränzte damit Agathon, als Anerkennung für seinen Sieg mit einer Tragödie. Sobald er aber den Sokrates erblickte, nahm er wieder einige Bänder vom Haupte des Agathon und legte sie auf das wunderbare Haupt des Sokrates, der ja mit der Gewalt seiner Rede immer alle besiege, und nicht nur neulich, wie Agathon. Dem weinseligen Alkibiades ist nun die würdige Tischgesellschaft, in die er geraten ist, viel zu nüchtern. Er wählt sich daher selber zum Trinkkönig, lässt ein ganzes Kühlgefäss statt eines Bechers mit Wein füllen und diktiert einem jeden dieses Mass zu. Alkibiades soll nun auch noch, wie die andern, eine Lobrede auf den Eros halten; er wählt aber den Sokrates zum Gegenstand seiner Lobrede. Er bringt darin mit grosser Offenheit seine rückhaltlose Bewunderung für den einzigartigen Mann zum Ausdruck und entschuldigt die Offenheit seiner Lobrede des öfters damit, dass er ja betrunken sei und der Wein bekanntlich die Wahrheit ans Licht bringe.

Als des Alkibiades Rede zu Ende war, drangen plötzlich sehr viele Nachtschwärmer von draussen herein. Da gab es einen allgemeinen Tumult, und man wurde gezwungen, nachdem jegliche Trinkordnung aufgehoben war, sehr viel Wein zu trinken. Die solideren Herren benützten nun diese Gelegenheit, um zu verschwinden. Von den Zurückbleibenden schliefen viele ein, darunter auch Aristodemos, der uns das Ganze erzählt. Er schlief sehr lange und erwachte erst gegen Tagesanbruch, als schon die Hähne krächten. Da sah er, wie einzig noch Sokrates, der Komödiendichter Aristophanes und Agathon wach waren und aus einer grossen Schale rechtsherum tranken. Von ihrem Gespräch hörte Aristodemos in seinem Dusel nicht viel; die Hauptsache davon aber sei gewesen, dass Sokrates die beiden andern, den Komödien- und Tragödiendichter, zwang, zuzugestehen, dass im Prinzip einer, der sich auf Tragödien verstehe, auch Komödien müsse dichten können. Die beiden andern hätten aber nicht mehr recht folgen können und seien eingeschlummert, zuerst Aristophanes und, als es schon tagte, der Gastgeber Agathon. Nun stand Sokrates auf, um wegzugehen, und Aristodemos folgte ihm, wie gewohnt. Sokrates ging hinaus zum Gymnasion Lykeion, und nachdem er sich gewaschen hatte, brachte er dort, wie auch sonst, den ganzen Tag zu, und nach so verbrachtem Tage ruhte er erst gegen Abend zuhause aus.

Aus dieser Schilderung ersieht man, dass Sokrates nicht Asket war aus Prinzip, wie dann später ein Zweig seiner Schüler, die sog. Kyniker; die Bedürfnislosigkeit war ihm nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck, der absoluten Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes. Er wollte durch seinen Körper und dessen Bedürfnisse in keiner Weise an seinem geistigen Berufe gehindert werden. Mit Rücksicht auf diese Unabhängigkeit tat er den berühmten Ausspruch, nichts bedürfen sei göttlich, aber so wenig als möglich bedürfen, komme der Gottheit am nächsten. Mit andern Worten: Vollständige Bedürfnislosigkeit sei den Göttern allein vorbehalten; aber der Mensch, der am wenigsten bedürfe, sei einem Gotte am ähnlichsten.

Der gleiche Freiheitsdrang war schuld, dass Sokrates trotz seiner Armut von keinem Schüler ein Honorar annahm. Er sagte sich: Sobald ich mich bezahlen lasse, bin ich gezwungen, meine Weisheit jedem zu verkaufen, der sie bezahlen kann. Meine Weisheit ist mir aber viel zu kostbar, als dass ich mich mit einem unterhalten möchte, der mir nicht gefällt. Deshalb nehme ich von niemand Geld an und bin so völlig frei.

Wir sehen, wie Sokrates seinen geistigen Beruf, selbst besser zu

werden und möglichst viele seiner Mitbürger besser zu machen, über alles stellte und ihm seine ganze Zeit widmete. Er sagt es selbst oft, wie er deshalb seine Privatinteressen alle die Jahre hindurch ganz vernachlässigte. Das wird am meisten seine Frau Xanthippe zu spüren bekommen haben. Sokrates heiratete erst spät, zwischen 45 und 50 Jahren. Er hatte von seiner Frau drei Kinder. Von dieser Xanthippe weiss man gewöhnlich nur, dass sie ein böses Weib war, ist doch ihr Name zum Gattungsbegriff für diese Sorte von Frauen geworden. Sie verdient aber entschieden ein paar Worte der Ehrenrettung. Sie war freilich heftig, leidenschaftlich und hielt ihre Zunge nicht im Zaum. Aber sie meinte es doch gut mit den Ihrigen und hat um ihren Gatten, als er sterben musste, aufrichtig getrauert, freilich mit heftigem Wehklagen und Schreien, wie es ihre Art war. Dieser ihr vom Gefühl beherrschte Charakter war natürlich dem rein verstandesmässigen des Sokrates vollständig entgegengesetzt. Sokrates war ein einseitiger, geradezu pedantischer Vernunftmensch. Ein richtiges Verständnis für die anders geartete Frau ging ihm ab. Und so ist es ganz klar, dass es oft zu Konflikten zwischen den beiden Ehegatten kommen musste. Xanthippe hatte berechtigten Grund zu Klagen; denn sie wusste wohl Tag für Tag kaum, wo das Essen für ihre Haushaltung hernehmen. Wenn sie dann ihrem Manne Vorwürfe machte wegen seiner Gleichgültigkeit gegenüber seiner Familie, wird er ihr in gewohnter Weise mit so und so viel Verstandesgründen bewiesen haben, dass er so und nicht anders handeln müsse. Gegen seinen Verstand kam sie natürlich noch viel weniger auf als irgend jemand, und da wird sie sich eben jeweilen nach Frauenart geholfen haben. Von einer modernen Frau könnte man vielleicht verlangen, dass sie sich und ihre Interessen verleugne und aufopferungsvolles Verständnis zeige für den idealen Beruf ihres Mannes. Einer ehrbaren attischen Frau war dies schlechterdings unmöglich; denn ihre geistige Erziehung war so ziemlich gleich Null. Und Sokrates war nicht der Mann, seine Frau geistig zu bilden. Sein ganzes Denken war dem männlichen Geiste angepasst; sein ganzes Herz, seine ganze Liebe gehörte seinen Freunden, der Öffentlichkeit, dem Staate. Man fragt sich unwillkürlich, warum denn Sokrates überhaupt geheiratet habe. Ich glaube, der Hauptgrund war für ihn die Erfüllung einer Bürgerpflicht, nur so konnte er dem Staate eheliche Kinder erzeugen. Die Frau war also bloss das notwendige Mittel zum Zweck. Seine ganze geistige Veranlagung und übrigens auch die damaligen Verhältnisse schlossen eine höhere Betrachtung der Ehe aus. Sokrates war einer der grossen Männer, die absolut nicht zur Ehe taugen. Ihr Leben wird von einer

einzig grossen Aufgabe so vollkommen beherrscht, dass sie keinerlei Einschränkung durch Familienrücksichten ertragen; gehen sie aber doch eine so intime Verbindung wie die Ehe ein, so leidet diese eben schwer unter ihrem höhern Beruf.

Was den Sokrates vor allen andern Weisheitslehrern seiner Zeit auszeichnete, war die eminente Ehrlichkeit und Tiefgründigkeit seines Denkens. Wenn sich ihm ein Problem darbot, so ruhte er nicht, bis er es gelöst hatte. Er war der grössten geistigen Konzentration fähig. So geschah es, als Sokrates mit Aristodemos zum Gastmahl des Agathon ging, dass er in Nachdenken versank. Er blieb allmählich zurück, hiess aber seinen Begleiter ruhig weitergehen. Als nun Aristodemos im Hause des Agathon ankam, sah er den Sokrates nirgends mehr. Ein Sklave wurde geschickt, nach Sokrates zu sehen. Der berichtete, Sokrates stehe im Vorplatz des Nachbarhauses und wolle nicht hereinkommen. Es ging dann aber weniger lange, als es sonst zu gehen pflegte, bis Sokrates kam, und alle schlossen daraus, dass er nun den gesuchten Gedanken gefunden habe.

Als die Athener vor Potidäa lagen, geriet Sokrates einmal auf einen Gedanken und stand vom Morgen an nachsinnend auf der gleichen Stelle. Und es war schon Mittag, und die Leute bemerkten es, und verwundert sagte es einer dem andern: „Sokrates steht vom frühen Morgen an, einem Gedanken nachsinnend, da.“ Als es nun Abend war, nahmen einige junge Leute ihre Decken ins Freie, es war im Sommer, und sie schliefen teils, teils beobachteten sie den Sokrates, ob er auch während der Nacht stehen bleibe. Er aber blieb stehen, bis die Sonne aufging. Dann betete er zum Sonnengott und ging nachher weg.

Verwandt mit dieser intensiven Kontemplation des Sokrates ist seine Gewohnheit, von Jugend an auf die Stimme seines Innern zu hören. Er nannte sie sein Daimonion, d. h. das Göttliche, das Orakel in seinem Herzen. Ganz unwillkürlich, intuitiv offenbarte sich ihm manchmal das, was für ihn oder andere das richtige Verhalten sei. Und Sokrates war seinem Daimonion stets gehorsam.

Wegen der Tiefe seines Denkens machte Sokrates auf seine Zuhörer immer gleich starken Eindruck, obschon seine Reden schmucklos und einförmig waren. Denn bei seinen Beweisführungen gebrauchte er immer wieder die gleichen Beispiele aus dem täglichen Leben. Er sprach von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern und schien fortwährend in denselben Ausdrücken dasselbe zu wiederholen. So redete er den vornehmen, reichen Kallias, der zwei Söhne hatte, einmal an: „Wenn deine Söhne Füllen oder Kälber wären, so würden wir wohl einen Auf-

seher für sie anstellen, der in der Reitkunst oder der Landwirtschaft erfahren ist. Nun sie aber Menschen sind, musst du wohl für sie einen Aufseher haben, der in der menschlichen und bürgerlichen Tüchtigkeit erfahren ist.“ Diese volkstümliche, pedantische, etwas philiströse Redeweise würde den anspruchsvollen Athenern bald verleidet sein, wenn sie nicht ein Sokrates angewendet hätte, ein Mann von solcher Originalität und gesunder Kraft, dass auch aus den alten, bekannten Worten immer wieder neues Leben hervorleuchtete. Und das allergrossartigste und wirkungsvollste an Sokrates war die unvergleichliche Harmonie von Denken und Handeln. Dies trat am glanzvollsten bei seinem Endzutage. Da zeigte es sich unwiderleglich, dass Sokrates nicht nur ein grosser Denker, sondern ebenso sehr ein grosser Charakter gewesen ist.

Wie wir wissen, wurde Sokrates hauptsächlich aus politischen Gründen angeklagt. Die drei Ankläger, Meletos, Anytos und Lykon drückten das so aus, Sokrates verderbe die Jugend. Freilich machte er die sonst schon kritisch veranlagte Jugend noch kritischer und lehrte sie denken. Und das Denken ist bekanntlich bei den Philistern zu allen Zeiten verpönt gewesen. Die Hauptanklage gegen Sokrates lautete aber auf Gottlosigkeit. Es hiess, er leugne die Götter des Staates. Diese Anklage wurde jedoch durch das praktische Verhalten des Sokrates gänzlich widerlegt. Aber schon dazumal, wie noch hentzutage, musste eben die gefährdete Religion sehr oft als Deckmantel für politische Agitation dienen.

Sokrates sprach in seiner Verteidigungsrede so, wie er zeitlebens getan hatte. Er machte vielmehr den Eindruck eines Lehrers der Richter, als den eines Angeklagten. Wenn er demütig um Freisprechung gebeten hätte, hätte er sie sicher erlangt. Aber da er sich unschuldig fühlte, widersprach eine solche Erniedrigung seinem hohen Ehrgefühl. Dazu kam noch, dass er schon 70 Jahre alt war. Das Leben konnte ihm nichts mehr bringen als allfällige Beschwerden des Alters. Sokrates fand es daher unvernünftig, am Leben zu kleben, und nach seiner Vernunft handelte er.

Er wurde nach dem Antrag der Ankläger zum Tode verurteilt.

Noch 30 Tage schob sich die Vollstreckung des Todesurteils hinaus. Alltäglich besuchten ihn seine Freunde im Gefängnis, und er unterhielt sich mit ihnen in der gewohnten Weise, heiter und wohlgenut, wie immer. Seine Freunde, namentlich sein Gemeinde- und Altersgenosse Kriton, suchten ihn zu bewegen, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, was sich leicht hätte bewerkstelligen lassen. Aber dem Sokrates war es infolge

der jahrzehntelangen guten Gewöhnung rein unmöglich geworden, etwas anderes zu tun, als was er vor seinem Gewissen verantworten konnte. In einem prächtigen Dialog mit Kriton, den uns Plato überliefert hat, macht er seinem Freunde klar, dass er nicht aus dem Gefängnis entfliehen dürfe. Man dürfe unter keinen Umständen Unrecht tun, auch wenn man selbst Unrecht erlitten habe. Aber durch seine Flucht würde Sokrates den Gesetzen des Staates Unrecht tun, er würde sie, so viel an ihm liege, auflösen. Und doch habe er 70 Jahre lang diese Gesetze anerkannt, denn mehr als irgend ein anderer Athener sei er immer in Athen geblieben und habe damit deutlich zu erkennen gegeben, dass es ihm hier gefalle.

Und so brach der letzte Tag an. Die Jünger des Sokrates kamen wieder zu ihm in das Gefängnis. Heiter und gelassen unterhielt er sich mit ihnen den ganzen Tag. Sie sprachen von dem, was ein Mensch nach seinem Tode zu erwarten habe. Sokrates entwickelte die Gründe, welche die Unsterblichkeit der Seele wahrscheinlich machen. Er war sich aber als wahrer Philosoph wohl bewusst, dass sich darüber nichts absolut Sicheres sagen lässt. Doch war er voller Zuversicht und freute sich darauf, dass seine Seele vom Körper als einem Kerker befreit sein und so zu unbeschränkter Erkenntnis der Wahrheit gelangen werde. Unter solchen Gesprächen kam der Abend heran. Hören wir nun zum Schlusse, wie Plato in seinem Dialog Phädon uns durch den Mund des Sokrates-schülers Phädon das Ende seines Lehrers erzählt hat. Sokrates sagte: „Ihr, meine Freunde, werdet in Zukunft jeder zu seiner Zeit die Reise nach dem Hades antreten. Mich aber ruft schon jetzt das Geschick, und es scheint mir ziemlich an der Zeit, zum Bade mich anzuschicken; es dünkt mich nämlich besser, nachdem ich gebadet habe, das Gift zu trinken und den Frauen nicht durch das Abwaschen meines Leichnams Mühe zu machen.“

Darauf sagte Kriton: „Gut, lieber Sokrates; was trägst du aber diesen oder mir auf in betreff deiner Kinder oder sonst, womit wir dir den grössten Gefallen erweisen könnten.“ Sokrates antwortete: „Was ich euch immer sage, nichts Neues. Dass ihr, wenn ihr um euch selbst besorgt seid, mir und den meinigen und euch selbst einen Gefallen erweisen werdet, was immer ihr tut; auch wenn ihr mir es jetzt nicht verspricht. Wenn ihr aber euch selbst vernachlässigt und nicht gleichsam die Spur des jetzt und früher Gesagten verfolgen und so leben wollt, dann werdet ihr nichts ausrichten, auch wenn ihr mir jetzt viele Versprechungen macht.“ Kriton sagte: „Wir werden uns bestreben, so zu handeln. Auf welche Weise aber sollen wir dich bestatten?“ „Wie

immer ihr wollt,“ antwortete Sokrates. „falls ihr mich dann wirklich habt und ich euch nicht entschlüpfe.“ Zugleich lachte er ruhig, blickte uns an und sprach: „Den Kriton kann ich einfach nicht überzeugen, dass ich der Sokrates bin, der sich jetzt mit euch unterhält, sondern er meint, ich sei der, den er in Bälde als Leichnam sehen wird, und deshalb fragt er, wie er mich begraben solle. Was ich aber längst ausführlich euch auseinandersetzte, dass ich, wenn ich das Gift getrunken habe, nicht mehr bei euch sein werde, sondern eingehen zu irgend welchem Glücke der Seligen, das, meint er, sage ich nicht im Ernst, sondern nur, um euch und mich zu trösten. Versichert nun dem Kriton, wenn ich gestorben bin, dass ich nicht hier bleiben, sondern weggehen werde, damit er es leichter erträgt und nicht, wenn er sieht, wie mein Leib verbrannt oder begraben wird, sich meiner wegen entrüstet, wie wenn ich etwas Schreckliches erduldet, und nicht bei der Bestattung sagt, er begrabe den Sokrates. Du musst mutig sein, Kriton, und sagen, du begrabest meinen Leib, und du sollst ihn so begraben, wie es dir am richtigsten scheint.“

Hierauf stand Sokrates auf und ging in ein Nebengemach, um zu baden, und Kriton folgte ihm, uns aber hiess er warten. Wir warteten also, indem wir über das Gesagte uns besprachen und ihm nachforschten, dann aber auch wieder von dem grossen Unglück redeten, das uns zugestossen sei, und wir waren fest überzeugt, dass wir, wie des Vaters beraubt, als Waisen unser weiteres Leben zubringen müssten.

Nachdem er gebadet hatte, brachte man seine Kinder zu ihm — er hatte nämlich zwei kleine Söhne und einen erwachsenen —, und die Frauen seiner Verwandtschaft kamen. In Kritons Gegenwart unterhielt er sich mit ihnen und trug ihnen auf, was er wollte. Dann hiess er die Frauen und Kinder weggehen und kehrte zu uns zurück. Und schon war es nahe bei Sonnenuntergang, denn er hatte lange Zeit drinnen verweilt. Und er setzte sich und sprach nicht mehr viel.

Und da kam der Diener der Polizeibehörde, trat zu Sokrates und sprach: „Lieber Sokrates, mit dir werde ich die schlimme Erfahrung nicht machen, die ich mit andern mache, dass sie mir zürnen und fluchen, wenn ich ihnen, von der Behörde gezwungen, das Gift zu trinken befehle. Dich aber habe ich sowohl sonst in dieser Zeit als den tüchtigsten, sanftesten und besten Mann kennen gelernt von allen, die jemals hieher kamen, als auch jetzt weiss ich wohl, dass du nicht mir zürnst, kennst du doch die Schuldigen, sondern jenen. Jetzt aber, denn du weisst, mit welchem Befehle ich gekommen bin, lebe wohl und versuche, so leicht als möglich das Notwendige zu ertragen.“ Und zugleich wandte

er sich unter Tränen um und ging weg. Und Sokrates blickte zu ihm auf und sprach: „Auch du leb wohl, und ich will dies besorgen.“ Und zu uns sagte er: „Wie fein doch der Mensch ist; in der ganzen Zeit kam er zu mir und unterhielt sich bisweilen mit mir und war der beste Mensch, und jetzt, wie edel beweint er mich. Aber wohlan, lieber Kriton, wir wollen ihm gehorchen, und es soll einer das Gift bringen, wenn es zerrieben ist; wo nicht, so soll man es zerreiben“ (nämlich die Samenkörner des Schierlings).

Und Kriton sprach: „Aber ich glaube, o Sokrates, dass die Sonne noch auf den Bergen ist und noch nicht untergegangen. Und zugleich weiss ich, dass auch andere sehr spät das Gift getrunken haben, nachdem man es ihnen befohlen hatte, indem sie noch sehr gut assen und tranken und sich einige mit denen vergnügten, die sie begehrten. Eile also nicht, denn noch hat es Zeit.“

Und Sokrates sprach: „Ganz natürlich ist es, Kriton, dass jene, von denen du sprichst, das tun — denn sie meinen damit etwas zu gewinnen —, und ganz natürlich werde ich es nicht tun. Denn ich meine, indem ich etwas später trinke, nichts anderes zu gewinnen, als dass ich mich vor mir selbst lächerlich mache, indem ich am Leben klebe und es verlängere, obwohl es keinen Inhalt mehr hat. Drum, wohlan, gehorche und handle nicht anders.“

Und Kriton winkte seinem in der Nähe stehenden Sklaven. Und der ging hinaus und kam nach geraumer Zeit mit dem, der dem Sokrates das Gift geben sollte und es zerrieben in einem Becher brachte. Als Sokrates den Menschen erblickte, sagte er: „Gut, mein Bester, was muss man nun tun? verstehst du dich doch darauf.“ „Weiter nichts,“ erwiderte er, „als, wenn du getrunken hast, herumgehen, bis dir die Beine schwer werden, und dann dich niederlegen, und so wird es von selbst wirken.“ Und dabei reichte er dem Sokrates den Becher. Und der nahm ihn, und sehr heiter, ohne zu zittern oder seine Farbe oder Miene zu ändern, sondern, wie er es zu tun pflegte, den Mann mit stierem Blick ansehend, sagte er: „Was meinst du von diesem Trunk, darf man da auch, wie sonst, einem Gotte etwas davon spenden oder nicht?“ „O Sokrates,“ sagte er, „wir zerreiben nur so viel, als wir glauben, dass genug sei.“ „Ich verstehe,“ sagte Sokrates; „aber gestattet ist es wohl und nötig, zu den Göttern zu flehen, dass der Umzug von hier ins Jenseits glücklich ausfalle. Und darum flehe ich, und es möge in Erfüllung gehen.“ Und bei diesen Worten führte er den Becher zum Munde und trank ihn ganz leicht und heiter aus.

Und die meisten von uns hatten bis jetzt so ziemlich ihre Tränen

zurückhalten können; als wir aber sahen, wie er trank und ausgetrunken hatte, da konnten wir es nicht mehr, sondern mit Gewalt und in Strömen brachen meine Tränen hervor, so dass ich mich verhüllte und mich selbst beweinte. Denn nicht beweinte ich jenen, sondern mein eigenes Geschick, weil ich eines solchen Freundes beraubt sein sollte. Kriton aber war noch früher als ich, da er seine Tränen einfach nicht zurückhalten konnte, zur Seite getreten. Apollodoros aber weinte schon vorher beständig, jetzt aber schrie er laut auf und erweichte durch sein Weinen und Jammern jeden der Anwesenden ausser den Sokrates selbst. Der aber sprach: „Was macht ihr denn, ihr seltsamen Menschen? Nicht am wenigsten deshalb habe ich ja die Frauen weggeschickt, damit sie nicht einen solchen Fehler begehen. Habe ich doch gehört, dass man in feierlicher Stille sterben soll. Drum seid nun ruhig und nehmt euch zusammen.“ Und als wir das hörten, schämten wir uns und hielten die Tränen zurück.

Er aber ging auf und ab. Und als er sagte, dass ihm die Schenkel schwer werden, legte er sich auf den Rücken; denn so befahl es der Mann, der ihm das Gift gegeben hatte. Und zugleich betastete ihn dieser, und nach einiger Zeit betrachtete er seine Füße und Schenkel, drückte seinen Fuss heftig und fragte, ob er es spüre. Sokrates aber verneinte es. Und darauf drückte er ebenso seine Schenkel. Und indem er so aufwärts ging, zeigte er uns, wie er kalt und starr werde. Und Sokrates selbst betastete sich und sagte, dass er, wenn es ihm ans Herz komme, scheiden werde. Seine Bauchgegend war nun schon beinahe erkaltet, und er enthüllte sich, er hatte sich nämlich verhüllt, und sprach, das waren seine letzten Worte: „O Kriton, wir sind dem Heilgotte Asklepios einen Hahn schuldig. So bezahlt ihm denn die Schuld und versäumt es nicht.“ „Das soll geschehen“, antwortete Kriton; „aber sieh, ob du noch sonst einen Auftrag hast.“ Auf diese Frage antwortete Sokrates nicht mehr, sondern nach kurzer Zeit machte er eine Bewegung. Der Mann enthüllte ihn, und seine Augen waren starr. Als Kriton das sah, schloss er ihm den Mund und die Augen.

Das war das Ende unseres Freundes, eines Mannes, der, wie wir wohl sagen möchten, von den Zeitgenossen, die wir kennen lernten, der beste war und auch sonst der verständigste und gerechteste.